

Ruth C. Cohn – Ein Porträt

Helga Herrmann

Ruth steht vor dem Haus, in dem unser Kurs stattgefunden hat, und winkt unserem Auto nach: klein, zerbrechlich und zart, die silbergrauen Locken vom Frühlingswind gezaust. - Abschied. Ich winke zurück. Werden wir uns je wiedersehen?

Das war im April 1989.

Zwei Wochen vorher WILL-Jahrestagung in Berlin.

Auf Ruths überraschte Frage: „Du bist die einzige Graduierte, die ich nicht kenne, wie kommt das?“ meine nachdenkliche Antwort: „Das Leben hat es wohl bisher nicht gewollt.“

Dass ein wundersames Geschick mir wenige Tage später meinen ersten Kurs mit Ruth bescheren und diese Begegnung mit ihr zu einer tiefen Freundschaft führen würde, ahnte ich damals nicht. Inzwischen haben wir viele Wochen Zeit auf dem Hasliberg und in Düsseldorf miteinander verbracht, drei Jahre Lebenszeit geteilt.

Als ich angefragt wurde, dieses Porträt zu schreiben, war mein erstes Gefühl, dass die gemeinsame Zeit mit Ruth viel zu kurz sei, um das zu dürfen. Die vielen alten Weggenossinnen, Freundinnen und Zeitzeugen empfand ich als eher dazu berechtigt und geeignet. Doch Ruth ermutigte mich mit ihrem Wunsch, diese Aufgabe möge jemand übernehmen, der ihr im Heute, der Realität ihres Alters, nahe ist.

Es wird ein impressionistisches Porträt werden, nicht mit dem satten Pinselstrich der Wissenden und Zeigenden gemalt, sondern getupft in der Farbfülle der letzten Jahre.

Heute ist der 1. Oktober 1991. Ich habe mich für zehn Tage in eine Ferienwohnung zurückgezogen, wenige hundert Meter von Ruths Haus entfernt, um in der Stille dieser Landschaft und in ihrer Nähe zu arbeiten.

Donnerstag, der 3. Oktober 1991

Ein strahlend sonniger Herbstmorgen.

Ein Raum der Ferienwohnung gefällt mir besonders. Ich richte mich ein - rücke meinen Arbeitstisch direkt ans Fenster. Gegenüber ein Bild von großer Schönheit. Die Bergkette mit den Engelshörnern, der Rosenlauri-Gletscher blendend weiß gegen den blauen Himmel. Es muss dort oben bereits geschneit haben in dieser Nacht.

Ein Anruf aus Deutschland erinnert mich daran, dass heute, am 3. Oktober, der „Tag der deutschen Einheit“ ist.

Meine Gedanken gehen zurück zu dem Morgen, als ich Ruth aufgeregt anrief, um über das unglaubliche Geschehen in Berlin, den nächtlichen Mauerfall zu reden. Sie war eigenartig gelassen, fast unberührt; interessiert, aber nicht identifiziert; bedachte die sich daraus ergebenden politischen Entwicklungen und Schwierigkeiten.

Ich hatte in den letzten Wochen und Monaten vor der dramatischen Zuspitzung der Situation ihr Engagiertsein vielfältig erlebt. Seit Jahren war durch die Zusammenarbeit zwischen

WILL-Berlin und der Evangelischen Kirche TZI in der DDR verbreitet und gelehrt worden. Ruth ermutigte und warnte zugleich.

Ihr Ermutigen war aus der Hoffnung geboren, dass das Gedankengut der Humanistischen Psychologie und das bewusstseinsfördernde Potential der TZI gesellschaftspolitische Veränderungen fördern könnten.

Ruth warnte jedoch vor der Konfrontation mit totalitären Strukturen. Sie warnte aus der tiefen, durch Erfahrung untermauerten Angst heraus, dass Menschen gefährdet und die Möglichkeiten der sanften Infiltration genommen werden könnten.

Sie war betroffen von den Fernsehberichten der großen Fluchtbewegungen und dem Leiden der Flüchtlinge und war, wie wir alle, beeindruckt von den gewaltlosen und Freiheit fordernden Demonstrationen.

Ich lernte in dieser Zeit emotionaler Herausforderung eine für mich neue Facette von Ruths Persönlichkeit kennen, ein weites, von Nationalitäten unabhängiges Fühlen mit Menschen. Egal, ob ich mit der Jüdin Ruth über Israel oder die Palästinenser redete; mit der in Deutschland Aufgewachsenen über Deutschland; der Emigrantin, die Amerikanerin wurde, über die USA; der Frau, die seit achtzehn Jahren in der Schweiz lebt, über Schweizer Entwicklungen oder mit der in Berlin Geborenen über die wiedervereinigte Stadt - sie ist Beteiligte und doch nicht dazugehörend. Sie fühlt und definiert sich als „Erdenbürgerin“.

Ruth hat eine feine Witterung für Instabiles, die Gabe, Entwicklungen und Trends mit Weitblick zu erfassen, zu vernetzen und nicht durch vordergründig Angebotenes vernebeln zu lassen. Es ist etwas Unbestechliches in ihrer Art, die Welt zu reflektieren.

Mich beeindruckt immer wieder das Spektrum ihrer Reaktionsmöglichkeiten im Gespräch: Ihre kämpferische Art, Position zu beziehen, ihr konzentriertes Zuhören, wenn das Gegenüber eine andere Sicht vertritt; nachdenkliches Nach-innen-Lauschen, Teilhabenlassen an Umdenkungsprozessen und manchmal das schlichte Eingestehen eines Irrtums - dies alles bewirkt eine Atmosphäre von ansteckender Offenheit.

Freitag, der 4. Oktober 1991

Heute morgen beim Frühstück.

Fernsehbilder vom Abend vorher erinnerten an den Fall der Mauer. Wir sprechen über Berlin. Dort wurde Ruth 1912 geboren. Ein Stammbaum mit großen jüdischen Namen (er ging während der Emigration verloren) belegt die Herkunft und Wurzeln der väterlichen Familie aus diesem Teil Deutschlands. Die mütterliche Familie entstammt der Mainzer Gegend.

Die Mutter Pianistin, der Vater Bankier, ein drei Jahre älterer Bruder; ein Haushalt mit Köchin, Dienstmädchen und Kinderfräulein - dieses Umfeld einer gutbürgerlichen Familie fand das Mädchen Ruth bei seinem Start ins Leben vor.

Vom Kinderfräulein stets begleitet: „Mit Straßenkindern spielt man nicht“; neugierig auf Küche und Köchin, aber belehrt: „Das ist kein Umgang“; mit dem Bruder um die Liebe der Eltern rivalisierend, von Vater und Mutter liebevoll gefördert - es war eine abgeschirmte Welt im Berlin des Ersten Weltkrieges.

Dieses Kind Ruth muss schon früh mit der Fähigkeit sensiblen Aufnehmens von Atmosphäre ausgestattet gewesen sein, um als Achtzehnjährige folgendes Gedicht schreiben zu können, das an Zilles „Milijöh“ erinnert:

Erzählung einer jungen Arbeitslosen -
Berlin 1930 (Ausschnitt)

Eemal haa'k mer ooch schon jedacht:
„Nu hälste's nich mehr aus“
un da haa'k mer fortjemacht
aus'n Haus
un bin wie toll immer weita jeloofen
irgenwohin, um/n Strick oder sowat zu koofen -
Denn wovon soll mer nu wirklich leben
Wo Vatern keene Arbeit nich hat
Un unsereen tut keen Mensch nich wat jebn
Un von so'n Stück Brot wer'n 5 Kinda nich satt!?

(Aus Ruth C. Cohn: *zu wissen dass wir zählen*)

Ich nehme Ruth weitaus mehr als Berlinerin wahr als sie sich selbst. Oft spüre ich ihr Distanziertsein, Nicht-Identifiziertsein, ihr Nicht-Heimatgefühl, wenn es um ihre Geburtsstadt geht. Umso mehr bin ich überrascht und genieße es, in unterschiedlichsten Situationen „echt Berlinerisches“ bei ihr durchblitzen zu sehen: Da ist die Schnelligkeit der Sprache, der Tonfall ihrer Stimme, die Originalität der Formulierungen, der „Mutterwitz“ bis hin zur „Berliner Schnauze“.

Manchmal versuche ich mir vorzustellen, was es für Ruths Beziehung zu Berlin bedeuten mag, dass der Name ihrer Geburtsstadt sowohl mit der Unbefangenheit des dort Aufgewachsenseins verbunden ist als auch mit dem Verteufelt- und nicht Gewolltwerden, der tödlichen Bedrohung für sich selbst und die Menschen, die sie liebte („... alle, die ich dort kannte, sind nicht mehr da ...“).

Wie tief mögen diese Verletzungen in die Liebe zur Heimatstadt eingedrungen sein? Wunden heilen durch Bildung von Narbengewebe; und eine Eigenschaft von Narbengewebe ist eine eigenartige Taubheit bei Berührung; eine Gefühl-Losigkeit; eine Taubheit, gleichermaßen gegenüber Schmerz und Wohltat. Dass unter diesen schützenden, zum Leben befähigenden Vernarbungen auch heute noch sensibel reagierende Schmerzpunkte liegen, spüre ich immer dann, wenn ich Tränen in Ruths Augen sehe, wenn die Worte Heimat oder Heimatlosigkeit fallen.

Ihre erste Europareise nach dem Krieg. Sie fährt nach Berlin - allein -, sucht ihr ehemaliges Elternhaus auf. Beim Verlassen bleibt sie vor der Türe stehen. Wo früher weicher Rasen war, ist jetzt ein Parkplatz. Ihre Schuhe sind nassgetropft. „Es hat doch gar nicht geregnet“, denkt sie und spürt plötzlich die Tränen, die über ihr Gesicht laufen. Es weinte und floss aus ihr heraus. Mir fällt ihr Satz ein: „Ich werde nie wieder eine Heimat haben, außer in den Herzen von Menschen.“

Das wiedervereinigte Deutschland wird von Ruth mit hellhöriger Wachsamkeit wahrgenommen. Vieles, was sie mit der ihr eigenen Weitsicht als kommende Schwierigkeiten vorausahnte und der allgemeinen Aufbruchsstimmung entgegengesetzte, hat sich bestätigt.

Aufkeimender Antisemitismus und Rechtsradikalismus lässt sie wesentlich alarmierter sein als mich. Während ich von meinem Erlebnishintergrund her eine große Bereitschaft habe, die demokratische Entwicklung der letzten Jahrzehnte und den damit verbundenen Bewusstseins- und Lernprozess, trotz aller Einbrüche, für stabil und immunisierend zu halten, ist Ruth die Warnerin. Eine Beunruhigung liegt für mich in der Frage: Ist sie aus dem vorsorglichen Skeptizismus der Verletzten heraus zu ängstlich, oder ist mein Gefühl „Das wird nie wieder geschehen“ zu naiv?

Sehr früh, bereits Anfang 1933, verließ Ruth Deutschland. Ihr Menschenverständnis ließ und lässt sie immer nur von den Nazis in Deutschland und nie von den Deutschen als Nazis sprechen. „Ich habe gelernt“, sagt sie, „it can happen anywhere.“ Sie trug damit ihre Verständigungs- und Versöhnungsbereitschaft in die Verbitterung ihrer jüdischen und amerikanischen Freunde wie auch in die oft hilflose Scham und Verunsicherung ihrer deutschen Gesprächspartner hinein.

Ruths Rückkehr nach Europa, 1968 bis 1974 als „Pendlerin“ zwischen Amerika und den jeweiligen Orten ihres Schaffens, wurde endgültig, als sie sich in Hasliberg in der Schweiz niederließ. Immer wieder erzählt Ruth von ihrer Kindersehnsucht, in den Bergen zu sein, meint lachend, sie sei an der falschen Stelle der Welt geboren worden. Erinnerungen an frühe Ferienreisen mit den Eltern steigen auf, als wir alte Fotografien betrachten: Ruth Schlittschuh laufend, mit Skiern und Schlitten fahrend im tief verschneiten St. Moritz.

Als sie von Deutschland in die Schweiz floh, um in Zürich Psychologie und Psychoanalyse zu studieren, lernte sie so schnell wie eben möglich „Züridütsch“, um sich von der Sprache der Bedroher zu distanzieren - aber vielleicht nicht nur deshalb? Heidi heißt die hier in der Schweiz geborene Tochter und Peter der in Amerika geborene Sohn - eine Liebeserklärung besonderer Art an dieses Land.

Samstag, der 5. Oktober 1991

Ich liebe Ruths winzige Chalet-Dachwohnung.

Vollgestopft mit Büchern, Pflanzen, unzähligen Aktenordnern, dem Hausrat und dem einzigen Schrank für die Kleider - jeder Winkel durchdacht genutzt. Immer wieder bin ich verblüfft, wenn Ruth auf die Frage nach irgendwas - egal, ob Küchengerät, einem Gewürz, Tee, Büromaterial, Tüchern, Schuhen, einem Artikel von 1979, einem bestimmten Buch - antwortet: „... das liegt dort“, oder „... warte, ich hol' es.“ Ein Wohnzimmer, das auch Therapie- und Gruppenraum ist, ein Gästezimmer, das tageweise als Sekretariat dient, die Diele und das Bad mit Regalen bis zur Decke - nichts fehlt, vom homöopathischen Arzneimittel für Verschnupfte bis zum Fotokopierer. Alles ist da - auf vierzig Quadratmetern. Ich habe noch nie einen Menschen erlebt, der sich auf so kleinem Raum so gut organisiert hat wie Ruth.

Der Balkon, mit unverbautem Blick auf die meist schneebedeckten Berge gegenüber - im Sommer einbezogen als Lebens- und Arbeitsraum, ist vielen Freundinnen, Kolleginnen und Besuchern unvergesslich. Von Ruth stammt: „Die große Aussicht mit kleiner Wohnung.“

Renée Nell, eine mit ihr befreundete amerikanische Kollegin, hörte ich sagen: „Ruth hat die Gabe, Menschen anzuziehen und um sich zu versammeln.“ Diese Gabe ließ die kleine Wohnung in Hasliberg zu einem Ort vielfältiger und lebendiger Begegnung werden. Ruth liebt es, das Zusammensein mit gemeinsamen Mahlzeiten zu verbinden. In ein unglaublich weites Beziehungsnetz eingespannt, heißt das, übers Jahr verteilt, eine Fülle von Brunch-, Lunch-, Kaffee- oder Abendbrotverabredungen. Sie ist eine bezaubernde Gastgeberin, schafft mit leichter Hand eine Atmosphäre von Selbstverständnis und Einfachheit, ermöglicht so ein Einschwingen auf das Wesentliche, die Begegnung im Austausch.

Mir ist vertraut, dass Räume zu mir sprechen, mir ihre Geschichte erzählen. Als ich gestern am späten Abend allein in Ruths Wohnzimmer saß, begann dieser Raum zu leben. War es die Stille der Nacht, die warmen Holztöne der Wände und Möbel, das gedämpfte Licht der kleinen Wandlampe – „Gebärstube“, denke ich. - Mir fallen die Erzählungen ein, dass in ländlichen Gegenden Finnlands die Frauen im warmen Dunkel der Sauna ihre Kinder zur Welt bringen.

Dieser Raum atmet Lebensgeschichte.

Ich sehe die Wand mit all den Fotografien der Menschen, die Ruth viel bedeuten. Die kambodschanische Holzplastik einer sinnlichen Liebesvereinigung, von der Ruth mir erzählte, dass sie bereits in New York einen Platz in ihrem Therapiezimmer hatte und dass die Schönheit dieser transzendentalen Symbolik sie immer wieder anrührte. Viele kleine Erinnerungsstücke, Postkarten aus aller Welt und Kinderzeichnungen erzählen von Beziehungsreichtum.

Wie vieles ist in diesem Raum geboren worden: Gedanken, Schriften, Artikel und Bücher, die in die Welt hinausgingen. Hier entstanden in jahrelangem Allein- und Mit-anderen-Sein die *Gelebte Geschichte der Psychotherapie*, der Gedichtband *zu wissen dass wir zählen* und die anderen Bücher. Zwei neue Bücher sind im Entstehen, eines über TZI-Didaktik und ein anderes über Arbeit mit Großgruppen.

In diesem Raum arbeitet die Therapeutin Ruth mit ihren Patientinnen und mit Kollegengruppen, die TZI-Lehrerin mit den Lehrergruppen der Ecole d'Humanite und TZI-Supervisionsgruppen. Hier treffen sich Menschen, die Begleitung unterschiedlicher Projekte suchen. Und manchmal hat Ruth einfach Spaß daran, Menschen zusammenzuführen, von denen sie denkt, sie sollten einander kennenlernen.

Ich sitze hier in der Geborgenheit der Nacht und spüre in dieses Menschengehäuse hinein, das angefüllt ist mit dem Leben einer Frau von hoher Begegnungsqualität.

Das Gespräch, nicht der Small talk, ist Ruths Stärke und erklärtes Ziel. Sie ist eine zugewandte ZuhörerIn, die allerdings mit blitzschneller Intelligenz Unlogik und Pathos demaskiert. Es gibt in den Gesprächen mit ihr ein wunderbares Miteinander-Schwingen, aber ich habe sie auch schon als vehement schwierig in Auseinandersetzungen erlebt. Ist sie an eine eigene Vorstellung gebunden, dann vertritt sie diese so gekonnt, sicher und intensiv, dass ich zu Beginn unserer Beziehung oft hilflos die Segel strich. Ruth braucht ein starkes Gegenüber im konfrontativen Gespräch. Diese Erfahrung brachte eine überraschend neue Qualität in Situationen der Uneinigkeit. Ich lernte, dass Standfestigkeit das Thema vertieft und ein faires Ringen um Positionen zu neuen Einsichten auf beiden Seiten führt.

In vielen Gesprächen, vor allem in Gruppen, bin ich immer wieder beeindruckt, mit welchem ungebrochenem Glauben an den Menschen Ruth ihr großes Anliegen nach mehr Gerechtigkeit in der Welt vertritt. Eine Gerechtigkeit, die meint, „sich und dem anderen und unserer Erde gerecht zu werden in Achtung und Liebe“.

Ruths sensible Bewusstheit für Unrecht und Ungerechtigkeit lässt sie durchlässig sein auch für das Leiden anderer. Ihr Buchtitel *Es geht ums Anteilnehmen* ist nicht dahergesagt, sondern gelebt. Die Folge: eine fast seismographische Empfindsamkeit für eigenes Nicht-Genügen; für Teilhaben an Schuld und Versagensgefühle, wo Einsicht und Tun auseinanderfallen. Schon das kleine Mädchen Ruth wurde ihren Eltern unheimlich, wenn es auf geschehenes oder getanes Unrecht mit stundenlangem untröstlichen Weinen reagierte.

Heute sind diese Gefühle von Unzulänglichkeit und Schuld verbunden mit kosmopolitischer Verantwortung. Sie ist empört, wenn wir Übersatten umworben und animiert werden, exotische Früchte - möglichst billig - zu konsumieren, wohl wissend, dass für uns Reiche alte gewachsene Agrarstrukturen aufgegeben werden zugunsten riesiger, Menschen und Boden ausbeutender Plantagen.

Ruth isst fast kein Fleisch mehr, obwohl sie es mag. Sie will ein Zeichen setzen, weil sie die unendliche Qual, die wir unseren Mitgeschöpfen, den Tieren, zufügen, für eine der größten Menschheitssünden und für eine Bewusstseinsbarriere zu mehr Mitmenschlichkeit hält.

Auf dem Podium einer Großgruppenveranstaltung hat sie gesagt: „Wer Kälber ein Kälberleben lang stehend im Dunkeln hält, damit ihr Fleisch weiß bleibt, und Hühner in Legebatterien sperrt, mehrere zusammengepfercht auf einer Fläche von der Größe eines Blattes Schreibmaschinenpapier, der ist auch fähig, KZs zu bauen.“

Ihre Achtsamkeit im Alltag, dieses Rechtmachen-Wollen und auch das Mit-sich-selbst-Hadern, rührt mich oft.

Das Gießen der Blumen vergessen zu haben und sie schlaff und durstend zu sehen, ist so schlimm, weil sie auf uns angewiesen sind, und nicht nur, weil sie verwelken.

Ob es das Benutzen von Alufolie, das Dreifachsortieren des Abfalls in ihrem Einpersonenhaushalt, der vergessene Kindergeburtstag des Einjährigen von Freunden ist oder gestern die Geschichte mit Joel ...

Wir gingen einkaufen ins „Lädli“. Eine Schar spielender Kinder am Wiesenabhang. Ruth erkennt Joel, den dreieinhalb jährigen Sohn von Freunden, spricht und lacht mit ihm. Wir gehen weiter, und sie beschäftigt ein anderer, etwa drei Jahre alter blonder Junge, der sie so erkennend anschaute. War das Simon? Und wenn es Simon war, wie hat er sich gefühlt, als ich nur mit Joel sprach? Er wird traurig sein. Vielleicht denkt er, Ruth mag mich nicht usw. usw. Den ganzen Weg nach Hause schlüpft sie in dieses eventuell übersehende Kind, ist mit ihm identifiziert und quält sich, beklagt ihr immer schlechter werdendes Gedächtnis. Abends fragt sie eine Freundin: Ja, es war Simon. Während ich dies schreibe, fällt mir ein Bibeltext ein: „... und wer viel lernt, der muss viel leiden“ (Pred. 1; 18). Das heißt für mich: Reifen und durchlässig werden bedeutet ein hohes Maß an Lebensintensität. Ruths feinnervige Bewusstheit für das Geschenk des Lebens in seiner Schönheit wie auch in seiner schmerzvollen Dunkelheit macht sie für mein Leben zur Lehrenden - nicht allein durch Worte, sondern auch durch ihr Sein.

Montag, der 7. Oktober 1991

Ein klarer, kühler Herbstmorgen. Aus einigen Bauernhäusern, kräuselt feiner Rauch, verweht nicht, zieht wie von Geisterhand zarte Schleier durchs Tal.

Kindheitserinnerungen tauchen auf. Meine Zeit in Schwaben auf dem Bauernhof. Das Knistern der Holzscheite im Herd. Wir Kinder mit großen, dampfenden Tassen morgens vor dem Schulweg um den Küchentisch sitzend.

Das ist fünfzig Jahre her. Holzfeuer im Herd - heute? Mir ist, als sei die Zeit stehengeblieben. Ich öffne das Fenster. Die Morgenluft riecht herbstlich-frisch nach feuchtem Holz, Rauch und welkem Laub.

Ich stöbere seit Tagen in Ruths Fotografien und mag es, wenn sie dazu von früher erzählt. Ich breite die heute mitgebrachten vor mir aus.

Achtzig Lebensjahre in Bildern. Eins davon, vergilbt, in den Brauntönen der Jahrhundertwende, zeigt Ruth als Zweijährige. In ihrer kleinen Schrift steht auf der Rückseite: Ruth Charlotte Hirschfeld, Berlin-Charlottenburg, Mommsenstrasse 55, Balkon - wahrscheinlich Sommer 1914.

Ich sehe das kleine pausbäckige dunkellockige Mädchen Ruth vor mir, an den strammen Beinchen weiße Schnürstiefelchen, im weißen bestickten Batistkleid, kleine Fäuste mit Speckgrübchen. - Eine „gestandene“ kleine Persönlichkeit, mit kritisch-neugierigem und ein ganz klein wenig ängstlichem Blick. Eine Zweijährige, die genau hinguckt.

Ein Bild der Achtzehnjährigen: ernst, von herber Schönheit. Ruth fand sich nie schön.

Rührend die Geschichte von dem wunderschönen Mädchen im rosa Stickereikleid mit Blumen im Haar, das ihr (sie war Blumenkind auf der Hochzeit einer Verwandten) auf einer gegenüberliegenden Treppe entgegenkam und von dem sie erst im allerletzten Augenblick ungläubig merkte, dass es ihr Spiegelbild war. Als junges Mädchen erfand sie sich eine Tarnkappe, versuchte Unbefangenheit durch die intensive Vorstellung, keiner könne sie

sehen. Heute erlebe ich Ruth in Frieden mit ihrem Aussehen, aber auch immer etwas überrascht, wenn jemand an ihr bemerkt und benennt, was schön ist.

Bilder aus der Schweizer Zeit:

Mit ihrem Mann Hans; Weihnachten 1939 als Schwangere; Februar 1940 mit der neugeborenen Tochter im Arm; die Tochter Heidi stillend, mit jenem Ausdruck von Versammeltheit und Nach-innen-Gekehrtsein, wie ich ihn oft bei stillenden Müttern beobachtet habe.

Die Bilder ein Jahr danach - Heidi strahlend und lachend auf dem Arm der Eltern - fielen in jene Zeit, wo entfernt geglaubte tödliche Bedrohung unmittelbar zu werden scheint: Das Heulen der Sirenen kündete den Einmarsch der deutschen Armee an. Auch wenn es später Fehlalarm hieß, diese Worte Ruths zeugen von der erlebten Todesangst: „KZ? Folter? Ermordet werden? Suizid begehen? Das Töchterlein verstecken, das Angebot einer christlichen Schweizer Frau annehmen, dass sie das Kind aufziehen wird? Doch die Nazis könnten sehr leicht herausfinden, dass dies ein jüdisches Kind, unser Kind ist. Sie könnten es quälen und ermorden. Sollen wir es davor schützen und töten?“

Die Emigration 1941 nach Amerika war Flucht und Hoffnung.

Ich finde kaum Bilder aus den ersten Jahren.

Es waren für Ruth die schweren Jahre der Neuorientierung und der Beeinträchtigung durch Schmerzen und Krankheit. Sohn Peter wurde geboren. Und immer öfter sind auf den Fotografien nur sie und die Kinder zu sehen. Eine ernste, schmal gewordene junge Frau. Die Ehe wird geschieden.

Ruth muss in dieser Zeit bis an die Grenzen ihrer Kraft gegangen sein. Das Aufbauen der psychotherapeutischen Praxis, ihre Vorstellung davon, eine „gute Mutter“ zu sein, ihre labile Gesundheit ließen sie einen Drahtseilakt vollbringen. Sie arbeitete vorwiegend abends und nachts, um tagsüber mit den Kindern sein zu können.

Jahre später ein Bild mit den halbwüchsigen Kindern und dem zweiten Mann. Ruth wirkt entspannt. Sie trägt „Friseur-Frisur“, ein Versuch, ihr unbändiges Haar in glatte Form zu bringen. Eine Entsprechung zum übrigen Verlauf dieser Lebensphase? Beruflich etabliert, weitgehend gesundet, die Verantwortung für die Kinder mit einem Partner teilend, wirkt diese Zeit auf mich wie eine Atempause vor dem großen Durchbruch in Europa.

Bilder aus den siebziger und achtziger Jahren:

Ruth, aus dem Koffer lebend, zwischen Amerika und Europa, mit ihrem lila Cape und Gepäck auf dem Bahnsteig und 1974 inmitten einer Blumenwiese auf dem Hasliberg.

Bilder über Bilder von damals bis heute bedecken meinen Schreibtisch. Ruth umgeben von Kursteilnehmerinnen, in Workshops, bei Austauschtreffen, im Gespräch und Spiel mit Freunden und Freundinnen - immer im Mittelpunkt.

Sie hat sich verändert, wirkt gelöst und heiter, mit wuscheligen Haaren und langen Röcken, filigran und zart auf der großen Podiumsbühne des Audimax in Hamburg bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde.

Mir fällt auf, auf wie vielen Fotos Männer um Ruth geschart sind. Obwohl sie viel mit Frauen ist, gern zusammenarbeitend, schwesterlich anteilnehmend; viele oft lebenslange Beziehungen pflegt; eine wunderbare Freundin ist; gibt es bei ihr eine feine zusätzliche atmosphärische Schwingung, wenn es um die Begegnung mit einem Mann geht, besonders, wenn er sensibel und geistreich ist.

Wenn ich Ruth sage, wie toll ich bei ihr, der Achtzigjährigen, dieses feinkultivierte Flirten finde, weist sie das lachend und ein wenig unwirsch zurück.

Ihre Beziehungen zu Männern waren für ihr Selbstverständnis als Frau und ihr ganzheitliches Fühlen immer von großer Bedeutung. Sie war zweimal verheiratet (jede der beiden Partnerschaften dauerte dreizehn Jahre).

Zwei Männer nahmen einen ganz besonderen Raum in ihrem Leben ein: *Fritz Paulsen*, der Freund, der das Vorwort zu ihrem Gedichtbuch *Inmitten aller Sterne* schrieb, und *Alfred Farau*, für dessen geistige Hinterlassenschaft sie bereit war, ein »Notdach« zu schaffen in ihrem Buch *Gelebte Geschichte der Psychotherapie*. Zu beiden Männern fühlte sie eine tiefe geistig-erotische Freundschaft.

Draußen beginnt es zu dämmern.

Über dem Brienzer See lodert ein tiefrot glühender Abendhimmel. Ich lege die Fotos zusammen. Die der letzten Jahre obenauf: Ruth mit weißem Haar, mit wissendem, fragendem und manchmal schalkhaftem Blick.

Ein gutes Gesicht - eine schöne alte Frau.

Später am Abend mache ich mich auf den Weg zu Ruths Haus. Nachtschwarze Dunkelheit, von Sternen beglitzert, umgibt mich. Meine Gedanken gehen zu der Großstadt, in der ich aufgewachsen bin und lebe; wo es üblich ist, jeden Winkel mit Laternenlicht auszuleuchten.

Aus Ruths Fenstern fällt sanftes Licht auf den Weg.

„New York“, denke ich. Welch ein Brückenschlag von dem Gelichter dieser Riesenstadt zu der Dunkelheit und Stille hier in den Bergen. Mir fällt auf, dass mir Ruths New Yorker Zeit, die Zeit ihrer beruflichen Entwicklung, eigenartig blass geblieben ist, sich nicht mit der Lebendigkeit von Bildern gefüllt hat.

Dienstag, der 8. Oktober 1991

Ruth und ich sitzen beim Frühstück. Ich frage sie nach diesem Lebensabschnitt. Sie erzählt in der ihr eigenen schnellen, Kenntnis voraussetzenden Art unendlich viel von Menschen, Treffen, Workshops, Institutionen, so dass mir der Atem ausgeht, ich weniger hören und das Wenige besser verstehen will. Sie nennt Namen, erzählt dazu Erinnertes.

Fünfunddreißig Jahre Amerika -

Die für sie wichtigste aller beruflichen Begegnungen ist in Ruths Augen die mit *John Warkentin* und *Carl Whitaker*, zwei Mitgliedern der Atlanta Psychiatrie Clinic. Die Faszination dieser Begegnung lag in der Entdeckung, dass Kollegen in der gleichen Weise mit Patienten arbeiteten, wie sie es seit langem mit den Studierenden in den Gegenübertragungs-Workshops praktizierte. Die Vorstellung, sich auch in der Therapie auf eine Kommunikation des „emotional bildhaften Entdeckens eigener Reaktionen“ und die der Patienten einzulassen, sich in erster Linie dem Potential des Menschen zuzuwenden und erst in zweiter Linie seiner Krankheit, begeisterte sie und ließ sie nach der Begegnung sagen: „Mir schien es, als sei ich für diese Arbeit geboren.“

Carl Rogers, der sie mit seiner unverrückbaren Echtheit und seiner totalen Konzentration tief beeindruckte, als sie auf einer Kongressbühne vor zweitausend Psychologen „seine“ schizoide Patientin spielte. Ruth: „Ich habe keinen begabteren Therapeuten kennen gelernt.“

Virginia Satir, mit der sie verabredet war, sich in jedem Jahr einmal zu treffen. Zwei Frauen, die sich im Bemühen um gesellschaftspolitische Fragen und Probleme seelenverwandt fühlten.

Die Wegstrecke mit *Fritz Perls*:

Sie fand ihn genial, faszinierend, sein Verhalten in den frühen Jahren jedoch unausstehlich. Sie nannte ihn einen selten lächelnden, unglücklichen Menschen. Es schwingt viel Wertschätzung und Achtung mit, wenn sie seine durch Krankheit und Todesnähe bewirkte Wandlung in den letzten Lebensjahren beschreibt, eine Wandlung hin zu Weisheit und innerer Ruhe. Ihre Kindheitsgeschichte, bereits oft durchgearbeitet, erfuhr durch *Fritz Perls* in einer dreistündigen Einzelsitzung durch ein sie tief ergreifendes „Impass-Erlebnis“ eine Erhellung,

die zu einem entscheidenden Durchbruch von Lebensgefühl und Lebensfreude führte. In ihrem Buch *Gelebte Geschichte der Psychotherapie* hat sie dieses Ausharren in der Starre der totalen Leere und das daraus erwachsende Erblühen eines Baumes voller Früchte, Vögel und Leben bewegend beschrieben.

George Bach nannte sie liebevoll „die Freundin von der Ostseite“, und Ruth erinnert sich lächelnd, wie viel Spaß ihm seine Clownerien im Kollegenkreis machten.

Wenn Ruth von diesen und anderen Kolleginnen wie *Theodor Reik, Asya Kadis, Elizabeth Mintz, Ruth Ronall, Daniel Malamud, Henry* und *Vivian Guze, Jakob L. Moreno, Albert Ellis, Alexander Lowen, Ervin Polster, James Simkin, Nathan Ackerman, Vin Rosenthal* und *Abraham Maslow* spricht - ich habe nie das Gefühl, sie habe irgendeine Methode abgeschaut oder übernommen, noch habe sie sich durch die Methodenvielfalt verwirren lassen. Ich erlebe Ruth mit der Gabe ausgestattet, vieles aufzunehmen, durch sich hindurchgehen zu lassen, das ihr Gemäße herauszuspüren und mit den Formkräften ihres Inneren zu schöpferischen Impulsen und eigenem Ausdruck zu verwandeln.

Faszinierend ist für mich, Ruths beruflichen Weg in seiner mutigen Konsequenz zu verfolgen: Das Psychologiestudium in Zürich und die eigene Analyse (sechsmal wöchentlich sechs Jahre lang), ein Erlebnis- und Wissensfundus, aber auch Ursache des sich später so fruchtbar auswirkenden Unbehagens an nicht ausreichend bearbeiteter Übertragung und Gegenübertragung.

Der Existenzkampf mit Standesorganisationen in New York, die der Nichtmedizinerin trotz Zertifikates als ausgebildete Analytikerin Aufnahme und Zulassung verweigerten und ihr Kindertherapie nahe legten. Ihre Lehrerinnenausbildung in der progressiven Bankstreetschool mit der Chance, ihr Wissen über amerikanische Kinder und ihr Schulenglisch zum Amerikanischen hin zu erweitern.

Das Kennenlernen der interpersonellen Beziehungstheorie von *Harry Stack Sullivan* als Studierende an der Washington School of Psychiatry und durch ihre Therapeutin *Ruth Förster*. Ein Konzept, das den Therapeuten nicht neutral-abstinent, sondern als empathisch partizipierenden Beobachter sieht. Sicher eine Wegbereitung für Ruths spätere Mitgestaltung der Erlebnistherapie und deren existentiell partnerschaftliche Haltung.

Trotz der Erfolge in der Kindertherapie wurde der Wunsch, mit Erwachsenen zu arbeiten, immer stärker. Aus diesem Grund leistete sie Aufbauarbeit in dem von *Theodor Reih* aus Protest gegen den „Monopolanspruch des medizinischen New York“ gegründeten psychoanalytischen Ausbildungsinstitut NPAP, wurde Vorsitzende des Ausbildungsausschusses.

In diese Zeit fällt die Abwendung von Couch und orthodox-analytischer Abstinenz (der geplante Titel ihres ersten Buches sollte heißen: *Die Couch war zu klein*).

Ihre eigene Erfahrung mit der Elsa-Gindler-Methode, die das Wahrnehmen und Bewusst machen von Körperempfindungen trainiert, halfen ihr, die Notwendigkeit körperlich-seelischer Einheit des Menschen auch im therapeutischen Prozess vorauszusetzen. Sie wagte Körperkontakt zu Patientinnen und veröffentlichte sich damit. Ein Mutakt angesichts der noch bestehenden Tabus.

Ebenso mutig betrat sie Neuland, als sie einen Workshop anbot, dessen Thema nach damaliger Lehrmeinung überflüssig erschien bzw. als Therapeutenproblem in die Lehranalyse und nicht in die Kontrollanalyse oder Lehrsupervision gehörte und der deshalb im Institut unerwünscht war: die Gegenübertragung des Therapeuten.

Sich als Supervisorin mit den Auffälligkeiten eines eigenen Falles in freier Assoziation einem Kollegenkreis zu stellen, sich sichtbar zu machen mit Gefühlen von Unsicherheit und Versagen, war nicht nur mutig, sondern auch revolutionär. Sie selbst nennt ihr Vorgehen in diesem ersten Gegenübertragungsworkshop „... zweifellos die fruchtbarste Entscheidung meines professionellen Lebens“.

Die für mich spannendste all ihrer vielen Erkenntnisse und Entdeckungen in jenem Workshop ist, dass die Lebendigkeit und das für alle Beteiligten so fördernde Lernklima nicht Zufall waren, dass sie vielmehr reproduzierbar sind und einer Gesetzmäßigkeit jeglichen „Gruppierens“ entsprechen.

In einer Zeit, in der Generationen von Schulkindern lernten, kein Satz dürfe mit *Ich* anfangen, wo Lächerlichmachen, wie „... der Esel nennt sich immer zuerst“, als pädagogisch galt, erschien es unvorstellbar, dass Lehrerinnen und Leitende über eigene Gefühle und Befindlichkeiten sprechen.

Ruth ist intuitiv und instinktsicher bei der Suche nach einer ganzheitlichen Form des Miteinanderlernens auf das Phänomen der Balance gestoßen, bzw. „erlaubte“ durch ihr Verhalten den Teilnehmerinnen, Eigenes an Gefühlen und Einfällen ernstzunehmen und einzubringen. Dass daraus ein vertrauensvolles Wir und ein Klima mit hoher Lern- und Wachstumsqualität erwuchs, zeigte sich, als Ruth und die Teilnehmerinnen des Workshops nach einem Jahr bilanzierend feststellten: „Wir haben nicht nur sehr viel über Übertragung und Gegenübertragung gelernt, sondern sind auch in unserem eigenen therapeutischen Prozess weitergekommen.“

Was Ruth damals nicht ahnte war, dass dieses Ausgleichen der Unbalance des üblichen Lernens und Lehrens sich als erster Schritt auf dem Weg zu der von ihr später entwickelten Methode der Themenzentrierten Interaktion herausstellen würde. Die TZI, eine Methode der Gruppenarbeit, heute weltweit bekannt, ausgeübt und gelehrt, wurde nicht am grünen Tisch erfunden, sondern dem Leben und einem gut funktionierenden Gruppenprozess abgelascht. Es wird in diesem Buch zu Ruths achtzigstem Geburtstag viel geschrieben werden über ihr „Lebenswerk“, diese Methode, die durch die ihr zugrundeliegenden, humanistischen Werte weit über das hinausgeht, was man üblicherweise unter „methodisch gutem Handwerkszeug“ versteht.

Für mich, die ich die Methode der TZI seit fast zwanzig Jahren kenne und praktiziere, ist sie in ihrer genialen Einfachheit und vielschichtigen Tiefe eine Hoffnung, *menschliches Miteinander* gesunden zu lassen; eine Hilfe zur Neuorientierung weg von unserer gesellschaftlich geübten krankmachenden Praxis des Gewinner- und Verliererspiels hin zu Freude an Kooperation und der Wertschätzung fruchtbarer Unterschiedlichkeit.

„Wir sind beide im Tao“, antwortete *Virginia Satir*, als Ruth in einem Gespräch von ihrem Gefühl sprach, von Wellen getragen zu werden und zugleich selbständig zu schwimmen. „Das, was von außen auf mich zukommt, und das, was ich tun will, fließen dann einfach zusammen. Das Leben führt uns, und wir führen das Leben.“ Dieses Zusammentreffen äußerer und innerer Möglichkeiten, das „Im-Fluß-der-Zei-Sein“, ist für mich der Schlüssel zum Verstehen von Ruths Erfolg.

Sie wollte ihrer TZI in den Bergen Amerikas ein Haus bauen, suchte für das Institut WILL-Amerika einen Ort. Und dann kam alles ganz anders. Der Besuch eines Wiener Kongresses, Kennenlernen von interessierten und lernhungrigen Kolleginnen, Vorfinden Europas im Zustand eines therapeutischen Entwicklungslandes, das Wissen um eigenes Können und charismatisches Bewusstsein mündeten in Loslassen von Geplantem und Offensein für Hier-und-Jetzt-Entscheidungen.

Sie reiste, lehrte, bildete aus, wurde TZI-Lehrerin und Supervisorin in der Ecole d'Humanite und kehrte nach Europa zurück. Es entstand WILL-Europa, das Werkstatt-Institut für Lebendiges Lernen (Living Learning - dieser Begriff wurde von *Norman Liberman* geprägt) und später WILL-International.

Während ich hier über Ruth und ihr kreatives Schaffen, schreibe, spüre ich, wie stark dieses aufregende Ereignis TZI mein Leben beeinflusst und mein berufliches Tun bereichert hat. Ich fühle Dankbarkeit gegenüber der Frau, die ihren Beruf zu einer Berufung machte.

Heute Morgen, gegen Ende unseres Gesprächs, fragte ich Ruth, ob es etwas gäbe, das ihr besonders wichtig sei zu sagen, zu hinterlassen. Ihre Antwort kommt erstaunlich schnell und sicher: „Ich habe versucht, die jüdisch-christliche Botschaft von Versöhnung und Liebe als humanistische Wertvorstellung in meiner Weise für unser Jahrhundert auszudrücken, und wünsche mir, dass TZI und anderes, was weiterführt, sie ins 21. Jahrhundert hineinragen wird.“

Kuhglocken unter meinem Fenster. Ich sehe eine kleine Herde auf dem Weg ins Tal, gefolgt von geduldig langsam fahrenden Autos. Ein Anachronismus für Augen und Ohren in der Unwirklichkeit langer Schatten der herbstlichen Abendsonne. Ganz eingefangen von meinem Schreiben, habe ich weder das Aufklaren des Himmels noch das Vergehen der letzten Stunden bemerkt.

Mittwoch, der 9. Oktober 1991

Ein trostloser Tag. Der graue Nebel scheint durch die Fensterritzen zu kriechen. Trostlos war der heutige Morgen mit Ruth.

Sie ist verstimmt und traurig. Irgendein, anderen vielleicht nichtig erscheinender Anlass, eine Terminverwirrung, eine Verwechslung, ein Sich-nicht-erinnem-Können, das Verlegen eines Gegenstandes, bringt sie in Kontakt mit ihrer Angst vor Selbstentfremdung und dem Verlust früherer Möglichkeiten, lässt sie aus der Befriedung mit sich selbst abstürzen in eine tiefe Traurigkeit. Ruth lebt in einer ungewöhnlichen Selbstwahrnehmung und Bewusstheit ihres Alterungsprozesses. Sie leidet unter dem, was sie „weniger werden“ nennt. Mit der ihr eigenen Klarheit fordert sie von den Menschen ihrer Umgebung, in ihre Trostlosigkeit einzuwilligen, mutet sich zu, besteht auf ihren Gefühlen von Verlust und auf dem Wort „verwelken“. Ich hörte sie sagen: „Lass mir meine Tränen. Ich betraure mein langsames Absterben schon jetzt, während ich noch lebe - wissend.“

Sie hat in ihrem langen und turbulenten Leben gelernt, nicht gegen die Umstände, sondern mit ihnen zu leben. Trotz dieser Traurigkeiten und der Mühe um das jeden Tag neu zu bestimmende Maß ist ihr Dasein auch von einer Melodie der Dankbarkeit und der Teilhabe an der Freude des Lebens getragen.

Es hat eine eigene Würde und Schönheit, so bewusst alt zu werden. Und ich fühle mich beschenkt, miterleben zu dürfen, wie sich Ruths Ja zur eigenen Endlichkeit herausformt aus Ängsten, den Alltagswidrigkeiten und dem Abschiednehmen.

Die Themen: Loslassen, das *Wie* des Sterbens, der Tod und die vielen Menschheitsvorstellungen über das, was nach dem Tod sein wird, begleiten uns immer wieder in unseren Gesprächen. Ruth, mit der ihr eigenen Nüchternheit, betrachtet eher skeptisch, kritisch fragend, was an religiösen Glaubens- und Jenseitsvorstellungen tradiert wurde, ist verwurzelt in dem jüdischen Gebot: Du sollst dir kein Bildnis machen...

Liberal jüdisch erzogen, als junge Frau pantheistisch denkend, gab es in Amerika, dem Zeitgeist entsprechend, eine lange Phase, wo mehr philosophische als religiöse Fragen im Vordergrund standen. Mit ihrer Rückkehr nach Europa begann für Ruth eine Zeit fruchtbarer Unruhe und intensiver Suche nach Antworten auf die sie bedrängenden Fragen nach dem Göttlich-Geistigen. Heute, viele Jahre später, fällt mir auf, wie sehr sich in Ruth jüdisch-christliches Gedankengut vereinigt hat.

Ob bei einem gemeinsamen Besuch von Kirche oder Synagoge, der Begegnung mit anderen Religionen durch Literatur oder Fernsehen, im Gespräch mit Menschen, die fremdartig Spirituelles glauben oder bezeugen, immer erlebe ich bei Ruth eine große Bereitschaft zum Austausch, eine allumfassende Weite.

Ich liebe es, bei solchen Gesprächen Ruths Gesicht zu betrachten. Es hat dann einen eigenartig lauschenden Ausdruck, ein Erfassenwollen, sowohl des Wesentlichen als auch des eventuell Unechten. Ruth, die sich so gerne mitteilt, kommentiert, analysiert, wirkt auf mich in solchen Augenblicken mehr suchend und empfangend.

In Akzeptanz unserer menschlichen Grenze, in dem Bewusstsein, dass es letztes Wissen nicht gibt, und einer gleichzeitigen Offenheit für „was immer auch sein wird“ empfinde ich bei Ruth eine große Gelassenheit bei dem Gedanken an den eigenen Tod. Ihr Haiku-ähnliches Gedicht ist aus dieser Befriedung geboren:

Windgeweihte alte Seele
Frühlingsumweht
Verblasst sie, verglüht.

Es ist spät geworden. Ich räume meine Bücher und Papiere zusammen. Morgenabend, wenn ich in den Nachtzug steige, soll dieses Kapitel fertiggeschrieben sein.

Donnerstag, der 10. Oktober 1991

Mein letzter Tag. Hasliberg im goldbunten Strahlen der Oktobersonne. Ich werde den Vormittag hier und den Nachmittag mit Ruth verbringen.

Ich bin in Gedanken bei einer Freundin, die vor wenigen Tagen ihr Kind geboren hat. Immer, wenn mich eine solche Nachricht erreicht, ich ein Neugeborenes anschau, bin ich tief berührt und von der Frage bewegt: Was hat dieser kleine Mensch wohl mitgebracht auf unsere Erde an Gaben, Aufgaben und Möglichkeiten? Wie wird seine Spur sein, die er hinterlässt, sein Anteil am „Heraufschulen“ der Menschheit?

Ich schreibe über Ruth, die achtzig Jahre alt wird.

Ich sehe vor mir das Bild des zweijährigen dunkellockigen Mädchens auf einem Berliner Balkon, fein herausgeputzt im weißen Rüschenkleid, mit kritisch fragendem Blick auf Kamera und große Leute ...

Ich sehe Ruth heute:

Ihr feines, von Linien durchzogenes Gesicht, ihre noch immer ungebärdigen, jetzt silbrigen Locken, ihre sprechenden Augen, die ihrem Gesicht die Schönheit ungewöhnlicher Lebendigkeit geben.

... und zwischen diesen Bildern - welch ein Leben!

(Cornelia Löhmer / Rüdiger Standhardt (Hrsg.): TZI. Pädagogisch-therapeutische Gruppenarbeit nach Ruth C Cohn. Stuttgart: Klett-Cotta 1992, S. 19-36, 3. erweiterte Auflage 1995)